



Feierabend



Der Wolfenträger.

Von Ossip Dymow.

I.

Zum erstenmal las Petrusia von Wolfenträgern in einer russischen Zeitung, als er noch ein kleiner Junge war. Damals lebte sein Vater noch, der Schneider Michailo Jggan. Sie lebten in einem kleinen Sädtchen des Gouvernements K. und fürchteten sich vor allem: vor dem Prästab von der Polizei, vor der Cholera, vor dem Senereinnehmer, vor der Volkszählung und vor dem neuen Ingenieur. Und sie litten oft argen Hunger.

Petrusias Schwester Mariuschka starb jung, noch nicht zwanzig Jahre alt. Der Kreisarzt Zitrowitsch, ein lieber, guter, aber sehr erfahrener Mensch, behauptete, an der Schwindsucht.

Seitdem ging Michailo Jggan noch gewüchter umher, und die Mutter seufzte noch mehr als früher.

Doch muß man sagen, für die zweite Schwester, Olschka war es ein Vorteil: sie hatte jetzt mehr Platz beim Schlafen . . .

Petrusja wuchs auf und träumte von Amerika. Denn im Sädtchen wurde es immer enger. Die Leute erstickten fast. Sie konnten einfach nicht mehr leben. Es gab eine solche Anzahl von Schneidern, daß sie sämtlich in zerrissenen Hosen herumliefen. Schneider, Weber, Krämer nahmen sich gegenseitig den Verdienst weg und aßen nur einmal im Monat Fleisch.

Petrusja dachte immer wieder an die Wolfenträger in dem freien, reichen Amerika. Das Bild eines dreißigtägigen Hauses hatte sich fest in sein kindliches Hirn eingegraben. Allmählich kam er so weit, daß er sich einbildete, er habe dieses riesige Haus wirklich gesehen, er habe sogar mal in ihm gewohnt — er konn'te sich nur nicht entsinnen, wann eigentlich. Die gesamte Bevölkerung seines Heimatstädtchens hätte bequem in den Zimmern dieses Hauses untergebracht werden können, dachte der junge Petrusja, und es wären immer noch ein paar Wohnungen in den oberen Stockwerken freigeblieben.

Der Vater starb. Doktor Zitrowitsch sag'te nicht, woran. Er wußte es tatsächlich nicht, obwohl er doch auf der Universität studiert hatte. An was ein Mensch stirbt, der Frau und Kinder hat und einen Hunger-

beruf und den Kopf voll Sorgen, an was in unzähligen Fledern und Sädtchen solch armer Schluder stirbt, das kann eben kein Mensch sagen. Es ist so, als wäre er eigentlich gar nicht krank, man operiert ihn nicht, man zieht keine Professoren zu Rate, aber mit einem Male, hast du nicht gesehen, stirbt er doch weg.

Er war ein guter Mensch, der Michailo Jggan, sagte der Krämer auf dem Heimwege von der Beerdigung.

„Ja, wirklich er war ein guter Mensch,“ bestätigte der Schuster.

„Ja, ja, ein richtiger guter Mensch,“ pflichtete ein anderer Schuster bei.

Petrusja, der Sohn dieses guten Menschen, überlegte sich seine Lage ein paar Tage lang, dann entschied er: er müsse nach Amerika gehen, dahin, wo die Wolfenträger sind.

Einen Monat später besuchte Petrusja den Doktor Zitrowitsch, der nicht wußte, woran arme Schluder sterben, obwohl er auf der Universität studiert hatte. Er legte einen Silberrubel auf den Tisch und sagte:

„Das ist für den Vater. Entschuldigen Sie schon! Ich fahre nämlich jetzt nach Amerika!“

„Das ist doch aber zuviel,“ meinte Doktor Zitrowitsch und wollte Petrusja auf seinen Silberrubel etwas herausgeben.

„Das ist gar nicht zuviel,“ erregnete Petrusja, „es soll auch für die Schwester sein.“

„Was für eine Schwester?“ wunderte sich der Doktor.

Für die Mariuschka! Die vor vier Jahren gestorben ist,“ erklärte Petrusja.

„Ach, habe ich die auch behandelt?“ fragte der Doktor.

„Wer sonst? Natürlich Sie . . .“

Der Doktor gab ihm recht, daß für zwei von ihm kurierte Menschen — Vater und Tochter — ein Rubel nicht zuviel sei und tat das Geld fort.

„Ach fahre jetzt mit meiner anderen Schwester, der Olschka, nach Amerika. Denn hierzulieben, entschuldigen Sie schon, ist ganz ausgeschlossen. Das Leben ist zu übel hier. Da drüben kann man ein richtiger Mensch werden. Da gibt es Wolfenträger.“

„Was gib'ts da?“ fragte der Doktor erstaunt.

„Wolfenträger. Ja. Ganz hohe Häuser.

Dreißig Stockwerke! Sogar noch höher!“ erläuterte Petrusja ganz begeistert. „Ich hab' in der Zeitung davon gelesen und habe sogar ein Bild gesehen.“

„Na, na,“ brummelte der Doktor und schüttelte den Kopf, „wieviel Stockwerke sagst du?“

„Dreißig!“ wiederholte Petrusja wie verzaubert.

„Ach — ist das aber hoch!“

II.

Drei Monate später waren Petrusja und Olschka schon in New York und wieder einen Monat später merkten sie, daß es doch nicht ganz so leicht war, ein richtiger Mensch zu werden in Amerika. O, was sie alles zu ertragen hatten! Und vor allem — immer mußten sie den Mund kalten. Die Zähne zusammenbeißen, ein kaltes Gesicht machen und schweigen. Früh aufstehen, von einem Ende der Stadt nach dem andern rennen, immer wieder Abfragen anhören — und still sein dazu!

Die Wolfenträger von zwanzig und dreißig Stockwerken waren zwar ganz nahe, sogar gleich nebenan, aber trotzdem so fern, wie sie ihm in Rußland gewesen waren. Als ob eine eiserne Wand das Viertel der Armen von der Gegend trennte, wo elegant'e Automobile heulten, wo schöne Frauen sorgenfrei und unbekümmert lebten und sauber rasierete Herren mit kalten, egoistischen Augen.

Es wollte sich immer noch keine rechte Arbeit finden. Mit Sorge und Mitleid schaute Piotr auf seine Schwester Olska. Ein böses Leuchten glomm in ihren schönen Augen. Sein Herz krampfte sich schmerzhaft, wenn er ihr har'es Lachen hörte.

„Worüber lachst du, Olschka?“ fragte er.

„Ob das noch lange so weitergehen soll, möchte ich wissen! Du hast doch heute wieder nichts gegessen.“

„Ich habe ja Staffes getrunken.“

„Ich bin achtzehn Jahre alt. Mir tut der Rücken weh, weil ich den ganzen Tag krumm sitze und nähe. Nächsten Dienstag verliere ich meine Stelle. Was soll ich denn anfangen? Ich bin jung, ich will leben!“

Sie lachte böse und zuckte die Achseln. Es wurde Herbst, es wurde kalt. Piotr lief immer noch in seinem dünnen Paletot

herum, den er aus dem fernen Rußland mitgebracht hatte. Hin und wieder fand sich eine schlechthin zahllose Gelegenheitsarbeit. Dann aber kamen wieder freundlose, kalte, einsame Tage und Wochen, Duschka war dem Bruder gram und sprach kein Wort mit ihm, als sei er schuld daran, daß Amerika sie so unfreundlich aufnahm.

Einmal lehrte sie nicht heim zur Nacht und blieb zwei volle Tage verschwunden. Als sie dann wieder erschien, erklärte sie, sie sei bei einer Freundin gewesen. Dann blieb sie häufiger aus. Sie lernte tanzen, gewöhnte sich eine herausfordernde, dreiste Redeweise an.

Petruscia erkannte sie nicht wieder.

Manchmal ging er spät abends noch in den vornehmen Straßen inmitten der geräuschvoll zufriedenen Menge spazieren. Wieviel Reichtum lag hier überall zur Schau! Hunderte von Läden zogen sich in langer Reihe dahin, mit riesigen Schaufenstern, breit wie die Mauern. Elegante Automobile fuhren vorbei; riesige bewegliche Lichtreklamen blendeten die Augen. Aus den Portalen der Theater traten mit kostbaren Steinen beladen, in Pelz und Seide gekleidet, schöne Frauen heraus — es war, als harrte jeder einzelnen von ihnen ein Königreich. . . . Aber am meisten und nachhaltigsten imponierten dem armen russischen Auswanderer doch die gigantischen Hausbauten von zwanzig, dreißig Stockwerken, diese fabelhaften Wolkenkratzer, von denen er schon als Kind geträumt hatte. Nun stand er nur wenige Schritte von ihnen entfernt, konnte den Kopf heben und versuchen, ihre Höhe mit dem Blick zu ermessen. Jetzt, da das Herbstdunkel sie einhüllte, wirkten sie besonders hoch.

Zwei Wochen später geschah es, daß der bleiche, halbverhungerte russische Auswanderer, der schon als Kind von Wolkenkratzern phantasiert hatte, zum erstenmal einen von ihnen betreten durfte. Es war ein Zerstörtes Hotel, in dem fast unaufhörlich die Musik spielte. Die weichen Klänge der Weisen Chopins und Schumanns halfen den Leuten, die üppige Nahrung verdauen, die acht Köche tief unten unter der Erde für sie zubereiteten. Doch von dieser Musik hörte Petruscia nichts.

Man führte ihn durch den Hintereingang hinauf in das 21. Stockwerk und befahl ihm, die Fenster von außen und innen zu putzen. Zuerst war es ihm ängstlich, in einer Höhe von 21 Stockwerken zu stehen, mit einer Hand sich am Fensterrahmen haltend und mit der anderen arbeitend. Aber er fand sich rasch in seine Lage und gab sich Mühe, nicht nach unten zu sehen, auf den Hof, wo ein kleiner Garten in englischem Geschmack angelegt war, mit einem Springbrunnen in der Mitte. Er dachte an seine Schwester Olla, während er arbeitete. Sie war so felsam leuchtend. Für ganze Tage verschwand sie und hatte so eigenartige Bekanntschaften gemacht. Wie leicht kann ein junges Mädchen zu Schaden kommen. Der verfluchte Hunger, die verfluchte Arbeitslosigkeit morden ihre Jugend.

Plötzlich kam es ihm vor, als erblicke er durch ein Fenster seine Schwester. Was tut sie hier, in einem Zimmer dieses teuren Hotels? Neben ihr sitzt ein Herr mit dichten Augenbraunen und lacht vergnügt. Petruscias Herz setzte aus, er biß die Zähne zusammen in bitterem Argwohn. Duschka stand halb abgewendet; er konnte sie nicht genau sehen. Ist sie es wirklich, oder ist es ein anderes leichtsinniges achtzehnjähriges Ding?

Piotr bengte sich weit vor, um ihr ins

Gesicht zu schauen. Da stürzte er hinab in das englische Gärtchen. . . .

In wenigen Sekunden durchmaß er die ganze Höhe des Wolkenkratzers, nur nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten. Als er unten anlangte, war er schon tot, erstickt in der Luft.

Die reichen Leute, die im Restaurant des Hotels an kleinen Tischchen saßen, bemerkten daß etwas Schwarzes am Fenster vorbeiflog. Dann hörten sie ein lautes Aufschlagen, fast einen Knall wie von einer in der Ferne abgefeuerten Kanone; Petruscia, der immer von Wolkenkratzern geträumt hatte, war eben auf dem Erdboden aufgeschlagen.

Rasch wurden Wandspatzen in den Hof

hinausgeschafft, um den zerschmetterten Körper den Boden zu entziehen.

Die süßen Klänge eines Walzers von Chopin brachen deswegen nicht ab. . . .

Zehn Minuten später stand hoch oben an Petruscias Stelle ein anderer Mensch hielt sich mit einer Hand am Fensterrahmen und puchte mit der anderen das von Petruscia begonnene Fenster weiter.

In dem Zimmer des 21. Stocks wurden die Vorhänge heruntergelassen. Das junge Mädchen in diesem Zimmer weiß noch nicht, was draußen vorgefallen ist. Sie wird es erst später erfahren — wenn sie nach Hause kommt. Wenn sie überhaupt jemals nach Hause kehrt. . . .

Der Triumph der Arbeit.

„Zement“. Roman von F. Stadlow.*)

Ein aus dem Leben herausgerissenes Stück, scheinbar formlos und absichtslos wie das Leben selbst. Revolution und Konterrevolution in bunten Bildern dargestellt, Entsetzen, Widerwillen und Bewunderung erregend. Man erfährt aus dieser Dichtung mehr über die Zustände in Rußland von 1918 bis 1922 als man aus einem tausend Seiten langen Bericht lernen könnte. Und trotz der gewollt rauhen und scheinbar kunstlosen Form steckt viel Kunst und Psychologie in der Schilderung wirrer Vorgänge, in denen man sich beim ersten Lesen nur mit Mühe zurechzufinden vermag.

Nicht der erbitterteste Feind des Bolschewismus konnte die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, welche im Gefolge dieser Revolution einhergehen, die Korruption, die sich in der neuen Bürokratie geltend macht und den entsehligen Zustand, in welchem sich die Volksmassen befinden, krasser schildern, als dieses Buch, aus dem in hellen Flammen die Begeisterung eines Bolschewisten lodert. Er schildert und erzählt und verurteilt sich jedes Wort des Tadels oder Lobes. Aber aus dem gewaltigen Schwung seiner Darstellung füllt man den heißen Enthusiasmus, der ihn besetzt.

Wenn man es versuchen darf, dem leitenden Gedanken, den der Autor nicht ausspricht, Worte zu verleihen, so müßten sie etwa lauten: Krieg, Revolution und Konterrevolution haben alle Kulturbindungen gelöst, nicht endenwollendes, unerhörtes Leiden hat die Mehrzahl der Menschen entmenscht und die bössartigsten Triebe in ihnen hochgezüchtet. Wirtschaftliches und sittliches Chaos sind entstanden. Aber aus diesem Chaos will sich ein Neues gebären, größer als Natur und Menschengestalt es je hervorgebracht. Und nicht nur Leben und Schicksal, Geist und Seele des einzelnen, sondern die ungezählte Massen gelten wenig in diesem gewaltigen Entwicklungsprozeß der Menschheit. Man mag es billig beweisen, ob einzelnen Menschen oder selbst der ganzen Führerschaft einer Riesenpartei das Recht zustehe, die Massen derart aufzupfern, um rascher zum Ziel zu gelangen, aber das meint Stadlow wohl auch nicht. Er scheint vielmehr die Revolution als eine ungeheure Naturgewalt anzusehen, welche ein Volk überrennt, um schließlich von einem Teil der Naturgewalt selbst, dem gefunden und unverborgbaren Kern des Volkes gemeistert zu werden.

Ein am Meer gelegenes gewaltiges Zementwerk ist von den Weißen zerstört worden und im Verlauf der nächsten drei Jahre immer mehr der Verwüstung anheimgefallen. Der Zerstörung durch die Konterrevolution folgt die

Ausraubung und Verklünderung durch die anfertigen Arbeiter, die in ihren Werkwohnungen ein unendlich elendes Dasein fristen. Neben auf einem Leichnam. Daneben die leerlaufende Maschine eines äußerlich übertraffen, innerlich verfaulten Bürokratismus, der noch um so viel despotischer und abstoßender ist, als einst der Bürokratismus des Zarenregimes, weil er durch keine Tradition gehemmt ist und seine Greuelthaten im Namen des Sozialismus verübt.

Dem Kommissar eines Kosakendorfes wird von dem Vorsitzenden des Exekutivkomitees unter Androhung der Todesstrafe aufgetragen, von den Bauern seines Distrikts eine schwere Kontribution an Feldfrüchten und Vieh einzuhelien. Der Kosak weist vergeblich auf die furchtbare Armut der Dorfbewohner hin und erklärt, daß so schwere Besteuerung diese unwiderstehlich den weißen Räuberbanden zuführen müßte, welche die Umgebung des Zementwerkes stetig beunruhigen. Der Vorsitzende des Exekutivkomitees bleibt unerbittlich, schickt aber den Chef der Bezirksmiliz in das Kosakendorf, um die örtliche Behörde mit Waffengewalt bei der Durchführung der strengen Befehle zu unterstützen. Der Chef der Miliz geht mit all der Härte vor, die ihm aufgetragen wurde, und die beraubten Kosaken geraten in einen Zustand wilder Verzweiflung. Nun aber begibt sich der Vorsitzende des Exekutivkomitees selbst in das Dorf und wird unterwegs von Kosakenbanden überfallen. Diesen entkommen und auf seinem Ziel angelangt, läßt er den Chef der Miliz verhaften und hält an die Kosaken eine Anrede, in welcher er alle anbefohlenen Maßregeln zurücknimmt. „Bürger, Kosaken! Für seine gesetzeswidrigen Handlungen habe ich den Chef der Bezirksmiliz verhaftet. Die Ergänzungsnorm der Zwangsumlage wird aufgehoben. Die Beschaffungspflicht von Nahrungsmitteln wird aufgehoben, sie wird nicht mehr existieren, ihr werdet nichts mehr von ihr hören“ — Ein Aufstand ist vermieden, der Chef der Miliz wird vor das Revolutionstribunal gestellt.

In den Arbeiterfamilien und in den Kinderheimen welfen die Kleinen aus Mangel an Nahrung dahin. Die Bevölkerung wird in den öffentlichen Kläden elend gespeist oder lebt bloß von schwarzem Brot. Kinder vagieren auf der Landstraße, stets auf der Flucht vor den Kinderheimen. Man läßt sie unbehellig. Ist man denn sicher, ihr armes Lebensklämmchen im Heim erhalten zu können? Aber in den Zimmern der Volkskommissäre werden nächtliche Freß- und Saufgelage abgehalten, die gelegentlich einer der hohen Funktionäre dadurch würdig abschließt, daß er sich in tierischer Begierde

*) Verlag für Literatur und Politik. Wien und Berlin.

auf eine ihm benachbart wohnende Parteigenossin fürzt

Mit Traumen und Empörung sehen es die halbverhungerten und gerlumpten Volksmassen mit an, wie das private Kapital luxuriöse Kafeschänker mit Nachtmusik und Warenhäuser errichtet, vollgestopft mit kostbaren Geweben und Gebrauchssartikeln, und wie sich gutgenährte und kostbar gekleidete Männer und Frauen immer dreister hervortreiben Die in Verleumdung Schmachtenden vermögen nicht, ohne weiteres die Weisheit und Unvermeidlichkeit der Republik zu erfassen.

„Wozu,“ ruft eine Arbeiterin, „waren die Berge von Leichen notwendig? Doch nicht dazu, um die Arbeiterhütten, das Elend, das Aussterben noch schrecklicher zu gestalten? Doch nicht dazu, damit Verbrecher und Gewürm wieder alle Wohlthaten des Lebens genießen, fressen, plündern und heben? Das kann ich nicht anerkennen und ich kann nicht so leben Wir haben gekämpft, gelitten, sind gestorben, um uns schließlich freizugeben zu lassen. Wozu?“

Und neben den Anzeichen des sich wieder aufrichtenden Kapitalismus bietet sich den Blicken der Arbeiter ein noch viel entmutigenderes Schauspiel dar. Auf armeligen Bauernwagen, denen halbverreckte Pferde vorzespinnen sind, Kranke und Halbtote, bis zum Skelett abgemagerte Gestalten. „Hunger! Hunger! Hunger! Klingt ihr einöniger, entseeliger Gesang. Das sind Bauern aus dem Wolosagebiet. Wer vermöchte ihnen Hilfe zu leisten?“

Eine Parteireinigung wird vorgenommen und es gäbe da wahrhaftig mehr als genug zu reinigen. Aber es sind kaltberzige Schurken, die über anständige Menschen zu Gericht sitzen und sie aus der Partei ausschließen.

Aus dem brodelnden Sumpf von Elend und Gemeinheit lösen sich erst die Bilder einzelner Menschen, die nicht der Verderbnis anheimgefallen sind, allmählich aber auch das Bild des arbeitshungrigen, nicht zu verwührenden Volkes. Nicht etwa Idealgestalten, sondern auch sie besaßener und verwirrt durch die schweren Probleme ihrer Zeit und ihres Landes, aber doch im Kern gesund. Mit spärlichen Strichen sind lebensvolle Menschen dargestellt. Zahlreiche Schicksalsbahnen berühren sich, um wieder auseinanderzuweichen, kreuzen und verdrängen sich und zerreißen aneinander Und all dieses Geschehen trägt den Stempel des Unabwendbaren, Naturgewaltigen.

Da ist die schrankenlos begeisterte junge revolutionäre Kämpferin, deren Bahn ins Sanatorium für Nervenkranke führt, der stille Gelehrte, der mit unerermüdlichem Eifer an der Volksaufklärung arbeitet und gerade durch seine Reinheit den Haß der korrumpierten Gewaltthaber erweckt, da sind Typen aus dem Proletariat, deren firtliche Persönlichkeit mit der Arbeit steht und fällt. Und im Mittelpunkt des bunten Geschehens zwei prächtige Gestalten, die mit psychologischer Kleinmalerei dargestellt sind und denen doch zugleich symbolische Bedeutung zukommt, der Schloffer und Rotarmist Glejt, Tschamalow und seine Frau Datscha.

Im heldenmütigen Kampf gegen die Konterrevolution auseinandergerissen, haben sie drei Jahre lang Verfolgung und Mißhandlung ertragen. Kampf und Not haben das Wesen der beiden jungen Menschen geformt und in jedem von ihnen vorher nicht geahnte Kräfte zur Entfaltung gebracht. Aber diese Entwicklung, die sie nicht gemeinsam erlebt haben, zerstört die frühere Harmonie. Glejt kehrt heim, nachdem er drei Jahre in der Roten Armee verbracht hat Von den Weißen halb tot geprügelt und für tot liegen gelassen, hat er sich unter umfänglichen Mühen und Gefahren durch die „Weiß-Grünen“ zu den „Rot-Grünen“ und

von da zur Roten Armee geschlagen und hat an deren Feldzügen teilgenommen Nun hofft er, Arbeit, Weis und Kind und ein trauliches Heim wiederzu finden. Aber das Werk ist zerstört, die Kameraden sind ans Richtsur. gewöhnt und entmutigt, sein Weis ist ihm entfremdet, das Heim verwahrlost, das Töchterchen im Kinderheim.

Der Titanenkampf, den nun Glejt führt, um trotz konterrevolutionärer Angriffe, die sich stets erneuern, trotz Sabotage durch die heuchlerischen „Spezialisten“ und die korrupten Behörden, trotz aller materiellen Schwierigkeiten und der dumpfen Gleichgültigkeit vieler Arbeiter, das Zementwerk wieder aufzubauen und in Betrieb zu setzen, bildet den bedeutungsvollsten Teil der Handlung Daneben spielt sich die erschütternde Ehe Tragödie der beiden Hauptperjo-

nen ab und deutet darauf hin, daß sich auch im Verhältnis der Geschlechter zueinander und in der ganzen Gesittung des Volkes eine grundstürzende Revolution vollzieht.

Mit der Niederwerfung der Konterrevolution und der festlichen Inbetriebsetzung des Werkes endet der Roman. Zudem die Massen dem Arbeiter und Kämpfer Glejt Tschamalow huldigen, feiern sie in ihm die Verförperung der befreiten Arbeit, an der die Menschheit gewonnen wird.

Manches an diesem Buche mag dem Leser übertrieben und mitunter auch maniert, manches nicht ausreichend motiviert erscheinen, aber wohl niemand vermag ohne Ergriffenheit dem Kreuzesweg zu folgen, auf welchem wandelnd hier ein Volk dargestellt wird.

Therese Schlegel.

Kleine Lügen. Dialog zwischen Eheleuten.

Von Hermann Ungor.

Er, Sie. — Er sitzt am Schreibtisch. — Sie tritt ein. Vom Ausgehen gerötet. Betont lebhaft.

Sie: Du bist zu Hause? Ich dachte, daß du heute im Klub bist. — Guten Abend! — Schade, daß du mir das nicht gesagt hast. Ich hätte den Wagen gut brauchen können. Wie lange bist du da?

Er: Eine Stunde, Liebling.

Sie: Du Armer! Eine Stunde. O Gott, man hat dir keinen Tee gegeben. Ich konnte doch nicht ahnen, daß du schon da bist.

Er: Zu Fuß gegangen?

Sie: Ja. Das Wetter ist doch so herrlich. Ich habe mir Schaufenster angesehen. Ueberall wundervolle neue Sachen. Man zeigt schon die Frühlingssmoden. Du mußt morgen mit mir gehen, ja, versprichst du es mir?

Er (sieht sie lange an).

Sie (rückt den Hut zurecht, zieht den Spiegel aus der Tasche): Was siehst du mich so an? Was ist denn los? Geh, du bist komisch! Negerst du dich, daß ich nicht zu Hause war, du (Sie neigt sich über ihn. Er wehrt höflich ab) Bitte! Nur keinen Zwang. Ist denn Herrn etwas über die Leber getroffen? Gott, ich kann doch nicht ahnen, daß du heute aus dem Büro nicht in den Klub gehen wirst, aber mir kann es recht sein! Bitte, ich werde dich gewiß nicht mit Zärtlichkeiten belästigen.

Er: Ich verstehe deine Aufregung nicht. Sonderbar . . .

Sie: Ich . . . aufgeregt . . . hahaha . . . Du bist aufgeregt, mein Kind, weil ich nicht das sage und warte, bis der gnädige Herr kommt. Das gute Weis! Gott, was ist das für ein Leben, das ich führe! Zu Hause sitzen und warten, immer eener warten! — Aufgeregt, sehr gut, warum sollte ich aufgeregt sein . . . Was sind das für Einfälle . . . Da ist gar nichts sonderbar, mein Lieber. Ich wäre dir dankbar, wenn du mir sagen würdest, was du da sonderbar findest

Er: Vor allem — wie gesagt — deine Aufregung, Liebling.

Sie: Vor allem! Und dann . . . Es folgt doch etwas nach, wenn ich richtig verstehe.

Er: Nun, eine Kleinigkeit. Eine optische Merkwürdigkeit, sozusagen.

Sie: Optische? Ich verstehe wirklich nicht mehr! Du bist krank, sehr krank! (Sie hat sich gesetzt.) Ich bin ernstlich besorgt. Aber erkläre dich näher, was für eine optische Merkwürdigkeit . . . hahaha.

Er: Bitte, gerne. Du sagtest doch: „Zu Fuß gegangen“, war es nicht so? Und mir war, als ob ich dich vom Fenster aus aus meinem

Auto . . .

Sie: So, war dir so? Das ist ja herrlich. Also, ich soll wohl bis hierher zu Fuß laufen? Bei diesem Wetter! Der Herr fährt in seinem 80 PS-Wagen, und ich soll mir die Lunge aus dem Leib rennen.

Er: Habe ich das je verlangt, Liebling?

Sie: Es wäre mir auch im höchsten Maße gleichgültig, wenn du es verlangt hättest, mein Freund. Ich habe mir ein Auto genommen, an der Umlandstraße, wenn du genau wissen willst, es hat zwei Mark sechzig gekostet bis hierher.

Er: Wiejo weis du das?

Sie: Woher wird sie das wissen, die Kleine? Nun denke doch, denke einmal angestrengt nach, woher! Ich will das Geheimnis verraten. Beim Aussteigen zahlte ich. Ich gab fünf Mark und der Chauffeur gab mir zwei Mark vierzig heraus. Ich habe ihm zwanzig Fennig als besonderes Trinkgeld gegeben. Bist du zufrieden?

Er: Merkwürdig! Wie das Auge mich getäuscht hat! Ich sah dich die Tür des Autos zuschlagen und geradewegs auf das Haus zugehen

Sie: Dieser Schwarzjimm! Ich habe durch das Fenster gezahlt, mein Geliebter. Ich liebe es nicht, auf der Straße zu stehen und zu warten. Er: Oh, verzeih! Ich habe an diese Möglichkeit nicht gedacht, wirklich! Aber diese Chauffeure sind auch zu dumm. Kein Wunder, wenn sie an keinen grünen Zweig kommen.

Sie: Die Chauffeure?

Er: Warum hat er denn den Taxameter nicht wieder auf „Frei“ gestellt? Er fuhr weiter ohne anzuhalten. Ich konnte es genau sehen. Bei „Frei“ leuchten die beiden kleinen Laternen links und rechts vom Chauffeur auf. Der Wagen wendete an der nächsten Ecke und fuhr auf der anderen Seite der Straße noch einmal an mir vorbei, ich konnte ihn also noch einmal sehen.

Sie: Ein Verhör! . . . Das geht zu weit! Ich lasse mir das einfach nicht bieten. Verstanden? Ich verlange, daß man mir glaubt!

Er: Was denn, daß du zu Fuß nach Hause gegangen bist?

Sie: Ich bine: keine Ironie! Ich weiß nicht, wer von uns beiden mehr Grund hat, ironisch zu werden! Ich lasse keinesfalls ein Verhör mit mir anstellen (mit tiefster Verachtung in der Stimme), Detektiv!

Er: Ich habe nicht die Absicht, dich zu verhören, mein Liebling. Aber gehört besondere Detektivbegabung dazu, anzunehmen, daß du nicht allein im Auto warst?

Sie: Großartig! Ich bin nicht allein im Auto gewesen! Selbstverständlich nicht. Ich

sche nicht ein, warum ich das verheimlichen sollte.

Er: Ich auch nicht, mein Liebling. Das ist es ja gerade, was ich nicht einsehe.

Sie: Ich habe Edwin unterwegs getroffen, er hat mich, mich nach Hause bringen zu dürfen. Ich verleihe dich nicht, wirklich nicht. Du warst doch sonst nicht so (Sie führt das Taschentuch an die Augen) Kann es etwas harmloseres geben, als sich nach Hause bringen zu lassen, wenn man einen Bekannten trifft, einen guten Freund? Kann es einen Grund geben, das zu verheimlichen?

Er: Gewiß nicht, wenn es Edwin gewesen ist.

Sie: Ich verbiete mir jeden Zweifel.
Er: Warum? Weil du von vornherein die Wahrheit gesagt hast?

Sie: Du bist komisch. Du siehst doch, daß ich nun nicht mehr lüge?

Er: Du kannst ganz ruhig sein. Ich habe in das Innere des Autos nicht hineingesehen. Ich könnte höchstens jetzt Edwin anklingeln.

Sie: Das wirst du nicht tun (sie ist aufgestanden). Das verbiete ich dir.

Er: Warum verbietest du es mir?

Sie: Ich will verhindern, daß du dich lächerlich machst. Nichts ist lächerlicher als Eifersucht.

Er: Du brauchst das nicht zu fürchten. Das Gespräch mit Edwin ist schon überflüssig.

Sie: Das ist wirklich klug. Ich würde ja... wirklich, ich weiß, daß du klug bist, viel, viel klüger als ich, aber weißt du, es macht mir Spaß, deine Klugheit auf die Probe zu stellen, so mit kleinen harmlosen Lügen. Aber du bist mir noch immer dehnbarer gekommen. Ich bin so stolz auf dich! Du, weißt du, was die Modefarbe wird, die ausgeprobenen Modefarbe: Blau! Was sagst du dazu?

Ueber das Alter der Erde und der Gesteine.

Nachdem es neuerdings gelungen ist, Helium aus Wasserstoff synthetisch darzustellen, wurde zum ersten Male auch das Alter eines Meteorgesteins bestimmt, in dem sich Helium eingeschlossen vorfand. Es ergab sich für diesen Findling aus dem Weltraum ein Alter von mindestens 600 Millionen Jahren. Neuere geophysikalische Forschungen lassen es ferner ziemlich sicher erscheinen, daß unsere Erde mindestens 1700 Millionen Jahre alt sein mag. Wie winzig kurz erscheint daher unsere sogenannte „Weltgeschichte“ mit ihren etwa 5000 Jahren Jahren im Vergleich zu jenen beinahe 2000 Millionen Jahren der geologischen Erdgeschichte.

Mit noch viel größeren Zahlen muß man aber schließlich rechnen, wenn man die Entwicklung und auch die Lebensdauer unserer Sonne sowie der anderen Fixsternsysteme im Weltraum auf Grund neuester Forschungen betrachtet. Dabei soll man jedoch nicht vergessen, daß es auch im Universum ein Werden und Vergehen gibt. Allerdings vollzieht sich dieser auf- und absteigende Vorgang im Kosmos in unendlich viel größeren Zeiträumen, als dies am Völkerverleben und im Menschenleben geschieht. So ist alles vergänglich und im Weltraum sind es nur die unendlich großen Zeiträume, die uns eine scheinbare Unvergänglichkeit törend veranlassen. Prof. Dr. Adolf Marcuse.

Im Sozialismus allein kann sich der edelste Trieb im Menschen, die Liebe, voll und ganz entfalten; alle falschen Rücksichten, alle Hemmnisse fallen weg, Mann und Frau stehen sich vollständig gleich gegenüber, ihre Neigung allein entscheidet ihr Zusammenleben, ihre Ehe....

August Bebel.

Was mancher nicht weiß.

Im Sargassomeer (zwischen den Kanarischen und den Westindischen Inseln) schwimmt eine Unmenge von Seetang, die an Fläche etwa 400 000 Quadratkilometer einnimmt und Seeeräuber aufweist, die stärker sind als die dicksten Räume, während ihre Länge etwa 400 Fuß beträgt.

Im Golf von Neapel vermutet man das alte verunkelte Paläopolis, eine einstige griechische Niederlassung, die etwa 300 Jahre vor Christi von den Römern besetzt wurde und die durch Bodenveränderungen des Küstengebietes allmählich in den Fluten verschwand.

Länder, die arm an Steinsalz sind, benutzen das Meerwasser zur Gewinnung des Kochsalzes, zu welchem Zwecke man sogenannte Meerlinalinen oder Salzgärten anlegt. Bei vielen Meerlinalinen wird das Meerwasser zunächst in besondere Zisternen geleitet und durch ein eigenes Verfahren auf Brom, Jod und Calcium verarbeitet, um so auf diese Weise die wertvollen Beimischungen zu gewinnen.

Allerlei Hausrezepte

Trockene und mehligte Kartoffeln werden erzielt, wenn man das Salz den Kartoffeln erst dann beifügt, wenn das Wasser fast kochend ist. Um den Kartoffeln — besonders alten — ein schöneres Aussehen zu geben, setzt man dem Wasser kurz vor dem Sieden einen Teelöffel Essig zu.

Suppe läßt man nie stark kochen, sondern nur ganz langsam wallen. Das meiste von der Flüssigkeit kocht ein und der beste Geschmack geht verloren, wenn die Suppe stark kocht oder zu schnell erhitzt wird.

Verjagte Stellen auf Kleidern können durch Zitronensaft, wenn sofort angewandt, beseitigt werden.

Abfleckung von Händen beseitigt man durch Reiben mit einer mit Essig angefeuchteten Brotkruste, auch kann man die Hände mit Speck einreiben und dann mit Seife und kaltem Wasser waschen.

Zum Entfernen der Flecke von Silber nehme man Wasser, in dem Kartoffeln gekocht worden sind.

Allerlei.

Eine Expedition nach neuen Blumen. Der bekannte englische Pflanzenjäger, Kapitän Kingdon Ward, unternimmt jetzt eine Expedition nach den Gebirgen von Assam, die achtzehn Monate dauern soll. Er will hier im Auftrag eines Syndikats englischer Privatgärtner, an dessen Spitze Lionel von Rothschild steht, nach neuen Pflanzen und seltenen Blumen suchen. Die Gebirge von Assam sind nach seinen Angaben der reichste gärtnerische Jagdgrund, den es in der Welt gibt, ein wahres Paradies für Blumen und überhaupt noch nicht erforscht. Kingdon Ward hat in den letzten 25 Jahren von seinen Weltreisen gegen 400 erstklassige Pflanzen mitgebracht, die sich alle in England vortrefflich eingebürgert haben, darunter einen himmelblauen Mohr und einen orangefarbenen Rhododendron aus Tibet.

Wieviel Anzüge „braucht“ jeder Herr? Vor kurzem wurde in Chicago die Jahrestagung des amerikanischen Schneidervereins abgehalten. Dabei wurde auch das „Problem“ erörtert, wieviel Anzüge sich der Herr der Schöpfung jährlich anschaffen müsse, um „einigermassen“ gut angezogen zu sein. Nach einer lebhaften Diskussion einigte man sich auf folgendes Kleidungs-

„minimum“: 6 gewöhnliche Anzüge, 1 Smoking, 1 Cutaway, 1 Sportanzug für Golf, 1 Autoanzug, 1 Reitanzug, 6 Ueberzieher, 3 Duzend Oberhemden und ebensoviel Schuhe, 3 Duzend Strümpfe und je 1 Duzend Strawatten für jeden Anzug.

Weiteres.

Englischer Humor.
Ein weiblicher Krebs hat, so behaupten die Wissenschaftler, ungefähr eine Million Junge pro Jahr. Da braucht man sich wirklich nicht zu wundern, wenn dem Papa Krebs manchmal die Augen so weit herausstehen.

Eine Zeitungsnotiz besagt, daß die Polizei einen jungen Mann mit einer Hornbrille sucht. Würde sie nicht besser daran tun, die Suche mit einem guten Fernrohr vorzunehmen?

In Zwaziland, so wird berichtet, sind große Mengen von Gans eingedrungen und verwüsteten die Felder. Wahrscheinlich sind sie deshalb so wütend, weil man ihren Namen dauernd in Kreuzworträtseln mißbraucht.

Die große Persönlichkeit hatte einen ersten amtlichen Besuch in einem indischen Gefängnis abgestattet, hatte sich sehr heifällig über die ausgezeichnete Organisation geäußert und hatte mit vielen der Straflinge gesprochen.

Ehe aber der hohe Herr ging, bemerkte er dem eingeborenen Gefängnisdirektor gegenüber: „Eine Sache kann ich nicht verstehen. Alle Straflinge scheinen glücklich zu sein. Nur ein einziger ist es nicht, und das war der letzte Mann, mit dem ich sprach.“

„Ah ja,“ sagte der Direktor, „das hätte ich auch vorher erklären sollen. Der Mann heißt Papat Rab Er soll morgen gehängt werden, und er ist unschuldig. Darum ist er so traurig.“

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel.

| | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|
| 1 | 21 | 2 | 25 | 3 | 29 |
| 4 | 22 | 5 | 26 | | |
| 6 | 20 | 7 | 24 | 8 | 28 |
| 9 | | 10 | | | 11 |
| 12 | | 13 | 23 | 14 | 27 |
| | 15 | | 16 | | 20 |
| 17 | | 18 | | 19 | |

Wagrecht: 1 türkischer Titel, 2. Sohn Jakobs, 3. Lebensbund, 4. Nicht alt, 5. Viehweide, 6. italienische Note, 7. Europäer, 8. kirchliches Dorf, 9. engl. Männernamen, 10. Prot. aufstich, 11. Verhältniswort, 12. französischer Artikel, 13. Erfrischung, 14. Gewässer, 15. Glied eines Ganzen, 16. geographischer Begriff, 17. Teil des Hauses, 18. Gedicht, 19. Nebenfluß der Donau. — **Senkrecht:** 1. Krieger, 2. altes Maß, 3. griechischer Buchstabe, 4. gleichbedeutend mit 11, 15. Fürwort, 22. Gefäß, 2. Tonart, 23 japanischer Staatsmann, 24. deutscher Fluß, 25. Ausruf, 26. Fanggerät, 3. Vogel, 27. hoher Priester, 23. norwegischer Dichter, 29. Nahrungsmittel, 30. Verhältniswort.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:
Ergänzungsrätsel: Fuß, Land, Uhr, Gast, Nacht, End, Ufer, Geld = Flugzeug.